



BERNHARD WUCHERER

Frittenmafia

KRIMINALROMAN

GMEINER



BERNHARD WUCHERER

Frittenmafia

BERNHARD WUCHERER

Frittenmafia

KRIMINALROMAN

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © CapturePB/shutterstock

ISBN 978-3-8392-5795-1

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

EIN GANZ SPEZIELLES, VORWEGGENOMMENES GLOSSAR

(Die weitere Erläuterung der Begriffe, Namen und Zitate beginnt auf Seite 460)

Fritten Belgische und niederländische Bezeichnung für »Pommes frites«.

Friterie Typisch ostbelgische, insbesondere im Bereich der deutschsprachigen Bevölkerung gebräuchliche Bezeichnung für einen Frittenladen oder für eine Frittenbude.

Friture (Ausgesprochen: *Fritüür*) Im wallonischen, also französischsprachigen Teil Belgiens gebräuchliche Bezeichnung für einen Frittenladen oder für eine Frittenbude.

Frituur Im flämischen, also niederländischsprachigen Teil Belgiens und in den Niederlanden gebräuchliche Bezeichnung für einen Frittenladen oder für eine Frittenbude. Die Flamen kennen auch die Bezeichnung »Frietkot«, die im Roman allerdings nicht vorkommt.

Aber Achtung: Wie im Roman selbst trägt auch bei der jeweiligen Schreibweise oft der Schein. Denn nicht jeder Inhaber oder Pächter eines »Frittenladens« oder einer »Frittenbude« hält sich an die jeweils landstrichübliche Schreibweise. So kann es auch sein, dass die ostbelgische und die wallonische Schreibweise mit Doppel-t geschrieben wird. Die wallonische

Schreibweise hingegen liest man auch des Öfteren mit »ü«, anstatt mit »u«. In jedem Fall wird sie mit einem langgestreckten »ü« ausgesprochen (*»Fritüür«*). Den Belgiern ist es aber ziemlich egal, wie das Geschäft firmiert, aus dem sie ihr Lieblingsnahrungsmittel beziehen – Hauptsache, sie bekommen dort ihre gewohnt original belgische Frittenqualität.

Egal wie die jeweils übliche Schreibweise auch sein mag; sie spielt keine allzu große Rolle. Um der Authentizität wegen habe ich dennoch versucht, mir die korrekten Schreibweisen anzugewöhnen und reale Firmenbezeichnungen zu verwenden, ... auch wenn deren Schreibweise das eine oder andere Mal auf den jeweiligen Standort bezogen atypisch sein sollte.

... UND EINE KLEINE HOMMAGE AN DIE BELGISCHE FRITTENKULTUR

Sie sehen, dass der Umgang mit der belgischen »Frittenphilosophie« gar nicht so einfach ist. Kein Wunder also, dass gerade in diesem wunderschönen Land über die Qualität guter oder minderwertiger Fritten trefflich gestritten werden kann und laut unseres Romanhelden, commissaire de crimelle Frederic Le Maire, aus dem Ausland kommende »Pommes« selbst mit den schlechtesten belgischen Fritten nur sehr schwer mithalten können. Wie sagt unser schrulliger aber gewiefter Kriminalhauptkommissar doch immer, wenn er anstatt belgischer Fritten ausländische Pommes vorgesetzt bekommt? »Merde!«

Fritten sind in allen Teilen Belgiens Kult, Lebensgefühl und Werbeträger zugleich. Sie werden hier nicht einfach nur mit Mayonnaise und Ketchup genossen, nein: die Belgier zelebrieren den Verzehr ihrer Fritten, wie die Bayern ihre Weißwurst mit einem speziellen Weißwurstsenf und einer Brezge oder die Berliner ihre Klopse mit scharfem Senf und einer Spreewaldgurke. Die Belgier lassen sich sogar Muscheln zu ihren Fritten servieren. »Moul frites« nennen sie diese Köstlichkeit. Und wie kann es anders sein; gibt es auch hierbei verschiedene Schreibweisen: »Moules frites« oder »Moules et frites« etwa, also Miesmuscheln (in Gemüsesud) mit frittierten Kartoffelstäbchen – glauben Sie mir, nicht nur ein Hochgenuss für Belgier. Im französisch sprechenden Teil Belgiens ist diese kulinarische Sensation sogar zu einer Art Nationalgericht erkoren worden.

»Fritten« sind in Belgien nicht nur das beliebteste Nahrungsmittel, ihr Genuss ist auch eine das ganze Land verbindende Philosophie. Auch wenn die Wallonen, Flamen und Deutschsprachler in Belgien in mancher Hinsicht mehr trennt, als sie verbindet, sind sie sich doch darin einig, dass ihr Nationalgericht zum Unesco-Weltkulturerbe werden sollte – wie die französische Haute Cuisine oder der Türkische Kaffee. Uneinig sind sie sich allerdings mit den Franzosen, die – »Merde!« – ebenfalls auf die Urheberschaft pochen. Aber dies lassen sich die Belgier nicht gefallen. Für sie ist die aus der Schweiz kommende Frage: »Wer hat's erfunden?« mit einem glasklaren, besser gesagt; mit einem goldgelben »Wer wohl? Die Belgier!« schnell und eindeutig beantwortet. »Hätten Fritten ihren Ursprung in Frankreich, gäbe es wohl schon lange ein »Frittenforschungsmuseum« in Paris« scherzt Bernard Lefèvre, Chef des belgischen Frittenherstellerverbandes Navefri-Unafri der Deutschen Presse-Agentur dpa gegenüber.

Warum sind Fritten für die Belgier so wichtig, obwohl sie mit ihren vielen Bier- und Schokoladesorten auch noch andere kulinarische Aushängeschilder haben? »Weil sie etwas ganz Besonderes sind!«, sagt Dominique Bonnier, der es mit seinen Fritten in der »Maison Antoine« in Brüssel zu einer internationalen Berühmtheit gebracht hat. Die heruntergekommen wirkende Hütte im Europaviertel gilt als eine der besten Frittenbuden Belgiens, ja sogar der Welt. Aber weshalb sind belgische Fritten etwas ganz Besonderes? Liegt es an der besonderen Qualität der Kartoffeln? Oder liegt der Grund darin, weil sie zweimal frittiert werden? – einmal zehn Minuten bei rund 130 Grad, um sie innen weich zu bekommen und dann kurz bei etwa 150 Grad frittiert, damit sie außen schön knusprig werden. Oder ist es das besondere Öl und das Rinderfett, in dem die Kartoffelstäbchen goldgelb werden? Dies zu klären

liegt an unserem belgischen Ermittler Frederic Le Maire der alles daran setzen wird, diejenigen dingfest zu machen, die sich der belgischen Frittenkultur entgegenstellen und dabei nicht einmal vor Mord zurückschrecken. Hilfe bekommen der »Belgier aus Leidenschaft« und sein Team von seiner taffen Partnerin, der Aachener Gerichtsmedizinerin Dr. Angelika Laefers, ... die allerdings keine Fritten mag. »Merde!«

KAPITEL 1

»Merde!«, fluchte Monsieur Frederic Le Maire, der leitende commissaire de criminelle in Liège, nachdem er kurz vor Mitternacht den Telefonhörer abgehoben hatte.

Damit Fabienne Loquie möglichst wenig von der miesen Stimmungslage ihres Chefs mitbekam, hatte der schlaftrunkene belgische Kriminalhauptkommissar eine Hand fest auf die Muschel seines Telefonhörers gepresst. Er konnte es sich nicht verkneifen, nochmals seinen Lieblingsfluch auszustoßen: »Merde! ... Muss mir das ausgerechnet *jetzt noch* passieren?« Leise grummelte er »Verfluchter Job« hinterher.

Aber es half alles nichts. Der normalerweise in der Wallonie tätige Kriminalbeamte kam nicht umhin, sich dem soeben Gehörten zu stellen und seiner Mitarbeiterin gegenüber trotz der unchristlichen Uhrzeit angemessen höflich zu antworten. Immerhin war er ihr Chef und musste als solcher zu jeder Tages- und Nachtzeit erreichbar sein, ob er wollte oder nicht. »In Ordnung, Locki, ich komme gleich! ... Ja: Ich beeile mich! Verdammt!« In Momenten wie diesen fiel Le Maire gerne in seine deutsche Muttersprache zurück.

»Qu'est-ce que c'est? ... Je ne comprends pas?«, kam es deswegen etwas irritiert von der dienstefrigen jungen Frau am anderen Teil der Leitung zurück.

»Schon gut, Locki, ich weiß, dass du ebenfalls aus dem Bett geklingelt wurdest«, beschwichtigte der Hauptkommissar seine Mitarbeiterin, nachdem er sich wieder etwas beruhigt hatte. »Aber du kannst mir glauben, dass auch mir der Tote gerade jetzt sehr ungelegen kommt! ... Salut!« Er hatte wieder seine ursprüngliche Haltung eingenommen und den

Hörer unsanft auf die Gabel seines altmodischen Telefons zurückgeknallt.

Zur selben Zeit waren direkt unterhalb seines geöffneten Schlafzimmerfensters zwei Männer vorbeigetorkelt. »Der alte Monsieur commissaire hat wohl Probleme mit seinem ›Manneken Pis‹ und kann nicht mehr ...«, hob einer der beiden amüsierten Zecher zu lästern an und blickte nach oben, bevor er sich an der Ecke des grau getünchten Hauses an die Wand lehnte, um sich zu übergeben.

Der völlig betrunkene Mann war mit seinem Kameraden von einer Kneiptour am Place du Marché in Richtung La Meuse unterwegs. Und ausgerechnet in *dem* Augenblick, als das resigniert klingende Geschimpfe Le Maires seinen Weg in die laue Sommernacht hinaus gefunden hatte, waren sie direkt unterhalb seiner Wohnung vorbeigetorkelt.

Dummerweise hatten die beiden das, was ihr Vereinskamerad Frederic soeben von sich gegeben hatte, total missverstanden. »Wahrscheinlich hat der alte Schwerenöter Ärger mit seiner Angelika, weil eine gewisse ›Locki‹ bei ihm ist«, wurde der eine von seinem Kameraden unterbrochen, während er selbst bemüht war, den durch das unheilvolle Gemisch aus zu viel Rotwein und Pastis verursachten Würgereiz loszuwerden. Dies wollte ihm allerdings nicht so schnell gelingen, wie er es gerne gehabt hätte. Dass Frederic sich lediglich *telefonisch mit seiner Sekretärin* unterhalten hatte und er sie wegen ihres lockigen Kurzhaarschnittes und in Anlehnung an ihren Nachnamen »Locki« nannte, konnten die beiden Saufkumpane nicht wissen.

Die zwei Männer kannten Frederic und auch seine Lebensgefährtin Dr. Angelika Laefers vom Verein der »Königstreuen« her. Wie die meisten anderen Vereinsmitglieder, nahmen sie das

beruflich perfekt eingespielte Duo privat als absolut ungleiches Paar wahr. Dennoch brachten sie den beiden eine hohe Wertschätzung entgegen. Deswegen unterließen sie es trotz ihres beachtlichen Alkoholpegels, sich weiter über den meist ungepflegt wirkenden Monsieur commissaire de criminelle lustig zu machen und zogen stattdessen hämisch lachend weiter. Zudem wollten sich die Trunkenbolde nicht unnötig mit der Polizei anlegen. »Man weiß ja nie, oder?«, meinte der eine zum anderen, während er mühsam versuchte, seinen Hosenschlitz zu öffnen, um sich ungeniert an der nächsten Hauswand erleichtern zu können.

Währenddessen schimpfte der 46-jährige Kriminaller immer noch vor sich hin und drehte sich erst einmal eine Zigarette, bevor er sich das bisschen Schlaf, den er hinter sich hatte, aus dem Gesicht wusch. Mit der Selbstgedrehten zwischen den Lippen suchte er die im ganzen Zimmer herumliegenden Klamotten zusammen. Im Gegensatz zur perfekt durchgestylten und äußerst gepflegten Penthousewohnung seiner Geliebten in einer der feinsten Gegenden Aachens herrschte hier das reinste Chaos: in der Küche stapelte sich fortwährend frisch gespültes, aber noch nicht eingeräumtes Geschirr. Überall stand oder lag etwas herum, von dem der manchmal konfus wirkende Staatsbeamte nicht immer wusste, was er damit hatte tun wollen. Und in einem großen Weidekorb neben dem Bügelbrett vor dem Fernsehgerät im Wohnzimmer lag stets frisch gewaschene Wäsche, die geduldig aufs Bügeln, oder besser gesagt, auf Angelika wartete. Zu Le Maires Ehrenrettung muss allerdings gesagt werden, dass er zwar mit dem Aufräumen auf Kriegsfuß stand, seine Wohnung aber immer sauber geputzt war. Und genau so, wie er mit seiner Wohnung umging, behandelte der Gesetzesdiener auch sich selbst. Dies zeigte sich in erster Linie darin, dass er zwar meistens

schäbig aussehende Klamotten trug, dafür aber einen fast schon überspitzten Wert auf Hygiene und Körperpflege legte. Und ein Dreitagesbart war ja schließlich modern – in seinen Augen der einzige Tribut, den er der Mode zollte. Auch mental war dieser Mann ein einziger Widerspruch in sich, was sein Umfeld gelegentlich irritierte. Gerade seine knubbelige Sekretärin Fabienne Loquie hatte es nicht immer leicht mit dem von ihr vergötterten Chef.

*

»Merde!«, drang es eine knappe Stunde später gute 40 Kilometer entfernt durch das Lüftungsrohr einer Fritüre heraus. Ansonsten war es im ostbelgischen Grenzort La Calamine ziemlich still. Selbst in der um diese Uhrzeit ansonsten nicht immer ruhigen Rue Albert hörte man außer Le Maires kurzem Standardfluch, der immer herhalten musste, wenn ihm etwas nicht passte, keinen Ton. Wären da nicht die beiden Polizeifahrzeuge mit ihren nervtötenden Blaulichtern und der Notarztwagen, dessen Fahrer so vernünftig gewesen war, das schlafräubernde Warnsignal auszuschalten, könnte man sagen, dass es totenstill war. Denn ein weiteres Fahrzeug mit belgischem Kennzeichen fiel da schon weniger auf als die drei Dienstfahrzeuge. Nur der alte mintfarbene Citroën des aus Liège herbeigerufenen Ermittlers zog die Blicke der »Fensterkucker« magisch auf sich. Im Moment aber spielte sich nichts auf der Straße, sondern nur innerhalb der kleinen Fritüre und an den Fenstern der umliegenden Häuser ab. Lediglich ein paar zur Tatortsicherung abgestellte Dorfpolizisten ließen ein spekulierendes Murmeln und Zigarettenrauch zu den neugierig vor und hinter den Gardinen liegenden Anwohnern hoch.

»Merde!«, entfuhr es commissaire Le Maire erneut, dieses Mal allerdings wesentlich gedämpfter und aus einem anderen

Grund als zuvor. Es war kurz vor ein Uhr. Eigentlich hätte er an diesem Freitag – missmutig schaute er auf die Uhr – seit genau 51 Minuten Urlaub. Er wollte mit dem von ihm gegründeten Verein »Die Königstreuen« übers Wochenende einen Kurztrip nach Brüssel unternehmen. Da er aber kurz vor Mitternacht, also gestern noch zu diesem Einsatz gerufen worden war, musste er sich nun auch um diesen ganz besonders scheußlichen Fall kümmern, mit dem er es jetzt zu tun bekommen würde. Dementsprechend hatte der sonderbare Ermittler eine Stinkwut im Bauch, der auch reichlich Platz dafür bot. Denn hätte ihn der Anruf erst *nach* Mitternacht erreicht, wäre er urlaubsbedingt nicht ans Telefon gegangen. Er wäre am Vormittag frohgelaut in den Bus Richtung Antwerpen – der ersten Rast auf dem Weg quer durch sein geliebtes Belgien – gestiegen und hätte sicherlich drei informative und fröhliche Tage mit seinen Vereinskameraden erlebt, die mit einem von ihm organisierten kleinen Empfang im Königspalast in Brüssel gekrönt worden wären. Aber er, der königstreue Vereinspräsident, konnte nun wegen eines Mordes nicht dabei sein. »Merde!«

Stattdessen wusste der bekennende Hedonist, der für original belgische Fritten *selbst* töten könnte und auch die belgischen Biere über alles liebte, dass sein freies Wochenende gestrichen war und er somit seine Beteiligung am Vereinsausflug canceln musste, was er gleich in der Früh mit einem Telefonat beim Schriftführer seiner »Königstreuen« tun würde.

Mit seinem letzten Fluch hatte er nicht nur das bevorstehende, voraussichtlich arbeitsreiche Wochenende, und das selbst für einen abgebrühten Kriminalbeamten Unfassbare gemeint, weswegen man ihn gerufen hatte und was er gerade vor sich sah. Vielmehr war es *das Frittenfett vor ihm*, das ihn fast aus der Fassung gebracht hätte. Denn dem leidenschaftlichen Fan

der bereits 1781 auf dem Gebiet des heutigen Belgiens erfundenen goldgelb frittierten Kartoffelstäbchen tat es leid, dass der Kopf eines Mannes *ausgerechnet* in einer Friteuse stecken musste, weswegen es ihm künftig den Appetit auf Fritten verderben könnte. Aber Le Maire arbeitete bereits mental daran, nicht ständig an diesen Anblick denken zu müssen, wenn er Lust auf Fritten haben würde.

»Bonjour, Monsieur commissaire!«, rief ihm ein Inspecteur de police, also ein uniformierter Kollege der hiesigen Polizeizone Weser-Göhl, eifrig auf Französisch entgegen, obwohl *hier* vorwiegend Deutsch gesprochen wurde. Er grüßte zackig mit der Hand an der Dienstmütze und setzte gleich an, den griesgrämig dreinschauenden Kriminalbeamten über den Stand der Dinge aufzuklären.

Aber Le Maire – immer noch geschockt über den schändlichen Umgang mit einer der für die perfekte Frittenzubereitung wichtigsten Ingredienzen und dabei in Gedanken an seine nächste Frittenmahlzeit – gebot dem eifrigen Beamten mit einer Handbewegung, zu schweigen. Damit wollte er zu keiner Gedenkminute für das bedauernswerte »Frittenopfer«, als was er den zweifellos Ermordeten für sich bezeichnete, ansetzen, sondern sich zunächst in aller Ruhe selbst ein Bild der irgendwie skurrilen Situation machen. Während sich der uniformierte Beamte eingeschüchtert zurückzog und wie auf Befehl auch die anderen Polizisten und sogar sein Assistent Pat Miller einen Schritt zurücktraten, drehte sich Le Maire gemütlich eine Zigarette, unterließ dabei allerdings das mürische Knurren, nach dem ihm zumute war.

*

Der bodenständige, aber verschrobene Kriminalbeamte hasste nichts mehr, als zu seiner normalen Arbeit im wallonischen

Teil Belgiens hin auch noch hier, im Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens, aushelfen zu müssen, obwohl – oder gerade weil er von hier, genau gesagt aus Eupen, stammte. Und dies auch noch zu nachtschlafender Zeit. Seit sich aber der Chefermittler der eigentlich zuständigen Kriminaldienststelle in Eupen wegen privater Gründe für drei Monate hatte freistellen lassen und ausgerechnet zu dieser Zeit auch noch der dortige leitende Polizeidirektor nach einer Herzoperation für etliche Wochen zur REHA an die Küste hochgemusst hatte, war es Le Maires zusätzliche Aufgabe geworden, sich auch noch mit den normalerweise zur Eupener Dienststelle gehörenden Mordfällen zu beschäftigen.

»Es ist ja nur für eine kurze Zeit, dann kehrt wieder Ruhe ein! Die gewöhnlichen Fälle werden nach wie vor von den Eupener Kollegen selbst bearbeitet. Damit haben Sie nichts zu tun!«, hatte ihn sein Chef Docteur Baguette mehr oder weniger erfolgreich zu beruhigen versucht, als er ihm die neue Dienstanweisung serviert hatte.

Da der Chefermittler der Mordkommission in Liège zuvor schon kaum etwas mit »gewöhnlichen« Kriminalfällen zu tun gehabt hatte, sah er in den gebetsmühlenartigen Beschwichtigungen seines Chefs nicht den geringsten Vorteil für sich. Er wusste nur, dass er sich seither in einer verdrehten Welt befand: Er, der aus der ostbelgischen »Hauptstadt« der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens stammende Ermittler, verrichtete seinen Dienst seit nunmehr fast 20 Jahren Jahren für die Förderale Polizei im wallonischen Liège und musste nun auch noch die Mordfälle im Bereich der lokalen Polizeizone Weser-Göhl bearbeiten. Deswegen war es nicht das erste Mal, dass er von Liège aus dorthin fahren und auch dort mit seinem jungen Assistenten Pat Miller zusammenarbeiten musste, was sich trotz ihrer Verbundenheit nicht

immer einfach gestaltete. Denn Miller war einer jener typischen Engländer, die alles an sich hatten, was Le Maire *nicht* auszeichnete. Der 26-jährige Kriminalkommissar stammte zwar aus London, lebte und arbeitete aber ebenfalls schon viele Jahre in Liège. Da war es nur gut, dass sich die beiden seit ihrem ersten Zusammentreffen vor gut einem Jahr auf Anhieb privat gut verstanden hatten und seither kollegial bestens harmonierten – sofern dies mit dem eigensinnigen und manchmal sogar eigenbrötlerischen Le Maire überhaupt möglich war.

*

»Stört es jemanden, wenn ich dem Gestank hier etwas entgegenseetze?«, fragte der passionierte Kettenraucher mehr rhetorisch als ernst gemeint und offenbarte damit einmal mehr seine dritte Obsession, die ihm seine Lebensgefährtin Angelika, promovierte Leiterin der Gerichtsmedizin Aachen, ständig abzugewöhnen versuchte.

Da selbst der Notarzt, der sich zusammen mit den beiden Sanitätern um eine abwesend wirkende Frau Mitte 30 kümmerte, schwieg, zündete Le Maire sich die Zigarette an, nahm einen kräftigen Zug, zeigte zur Friteuse und fragte ins Rund, wer »den hier« so gefunden habe.

Nun kam die große Stunde des schleimigen Streifenbeamten, der dienstbeflissen einen kleinen Notizblock aus der Brusttasche seiner Uniformjacke herausfischte und betonte, dass *er* als Erster an Ort und Stelle gewesen sei, bevor er Le Maire eifrig *fast* alles berichtete, was er bis zu dessen Eintreffen in Erfahrung gebracht hatte.

»Du warst also schon fünf Minuten nach der Alarmierung durch die Frau des Toten hier?«

Der Polizist wunderte sich zwar über die vertraute Anrede,

nickte aber eifrig und brüllte Le Maire ein zackiges »Oui, Monsieur!« entgegen.

»Respekt!« Le Maire wartete mit zusammengekniffenen Augen auf eine Reaktion des offensichtlich nicht besonders intelligenten Beamten. Und die kam unverzüglich in *der* Form, dass er sich so kerzengerade direkt vor dem Kriminaler aufbaute, als wenn ihm dieser einen Orden anstecken wollte. Immerhin würde der verhältnismäßig kleine Hauptkommissar auf Augenhöhe mit der Brusttasche des verhältnismäßig großen Streifenbeamten sein, was ein Anstecken erleichtern würde. So ein Quatsch, dachte Le Maire, dem es lieber war, etwas kleiner als so profilneurotisch wie dieser Dorfgendarm zu sein. Er räusperte sich, dann sagte er mit einem unverhohlenen Grinsen auf den Stockzähnen: »Dann warst du zwar schnell, aber nicht der Erste am Tatort.«

»Nicht?«, wunderte sich der Streifenpolizist.

»Nein! Aber immerhin warst du der Zweite. ... Gratuliere!«

Da der niederrangige Beamte zunächst geglaubt hatte, ein ernst gemeintes Lob des höher dekorierten Kriminalbeamten eingefahren zu haben, sich jetzt aber nicht mehr sicher war, senkte er verunsichert seinen Blick und sagte vorsichtshalber nichts mehr.

Trotz seiner miesen Laune musste Le Maire schmunzeln, kam aber gleich zur Sache: »Der Tote ist also bekannt? – Gut! Das ist doch schon mal etwas, ... oder?«

»Ja!«, beeilte sich der Polizist, dem auffallend leger gekleideten Kriminaler recht zu geben, weil er nicht checkte, dass das letzte Wortanhängsel eine nicht ernst gemeinte Frage des manchmal etwas zynisch klingenden Ermittlers aus Liège war. »Es ist Monsieur Ottens, der Besitzer dieser Pommesbude«, ergänzte der Uniformierte noch rasch, weil er es zu Beginn seines Berichts für besonders klug gehalten hatte, die momentan wichtigste Erkenntnis bis zum Schluss aufzusparen.

Nachdem er dies gesagt hatte, sprach niemand mehr ein Wort und alle Köpfe drehten sich ihm zu. An die zehn Augenpaare schauten den Polizisten gleichsam verständnislos wie strafend an.

»Was ist?«, wollte der nun völlig verunsicherte Beamte wissen, nachdem er dies bemerkt hatte. »Ach so«, wehrte er lachend ab und gab sich selbst die falsche Antwort: »Hier in dieser Ecke Belgiens ist ja Deutsch die Amtssprache – Pardon!«. Er räusperte sich etwas verlegen und wollte sich hastig korrigieren: »Entschuldigung: Das hier ist ...« Er zeigte zur mittleren der drei Friteusen und betonte: »... Herr Ottens, der Besitzer dieser Pommestube!«

Aber damit schien er die Kuh noch nicht vom Eis gebracht zu haben, – im Gegenteil! Denn nun ruhten erst recht sämtliche Blicke auf ihm.

»Bist du ein stolzer Belgier?«, wurde er von Le Maire zwischen einem Zigarettenzug und einem für starke Raucher typischen Hüsteln unterbrochen.

Von dieser Frage schon wieder verwirrt und eingeschüchtert, antwortete der Mann, dass er »eigentlich« Niederländer, aber schon über 18 Jahre in La Calamine stationiert sei und ...

Nachdem er dies gehört hatte, war Le Maire wieder eingefallen, dass er es vor über einem Jahr schon einmal mit diesem einfältigen »Aushilfspolizisten« zu tun gehabt und keine besonders gute Erinnerung an ihn hatte. Deswegen hatte er mit gesenktem Kopf eine Hand gehoben und ihn abermals unterbrochen: »Stopp! Das genügt! Dann ist ja alles klar.«

Nun völlig verunsichert blickte der Streifenpolizist um sich: »Was, ... was ...«

Wieder unterbrach ihn Le Maire, dieses Mal allerdings in strengem Ton: »Du hattest mir doch vor über einem Jahr bei einem Einsatz auf der Eyneburg in Hergenrath stolz gesagt, dass du Ostbelgier bist! Erinnerst du dich? Warum also sprichst du so despektierlich von einer Fritüre?«

Da der in diesem Teil Belgiens eingebürgerte Niederländer nicht wusste, was der arrogant auf ihn wirkende Kriminalhauptkommissar aus Liège von ihm wollte, zog er es vor, wieder zu schweigen und abzuwarten, was da noch auf ihn zukommen mochte.

»Bezeichne eine ostbelgische Fritüre nie, nie mehr abschätzig als ›Pommesbude‹! Solche Etablissements mag es in anderen Ländern geben, aber nicht hier bei uns in Belgien! Von mir aus kannst du die in anderen Gebieten Belgiens gebräuchliche französische Bezeichnung ›Friture‹ oder die niederländische Bezeichnung ›Frituur‹ benutzen. Aber niemals den Terminus ›Pommesbude‹ in den Mund nehmen! Niemals! Hörst du? Denn die schlechtesten belgischen Fritten sind immer noch besser als die besten Pommes frites anderer Länder!« Erst jetzt hob Le Maire seinen Kopf und schaute dem Polizisten scharf in die Augen. »Ist das klar?«

»Ja! ... Kein Termin, äh, Pommes-Terminus und ...«

Le Maire senkte wieder den Kopf und rieb sich die Stirn, bevor er laut sagte: »Silence! Halt einfach deinen Mund und beherzige das, was ich dir soeben gesagt habe! – Klar?«

Beschämt hielt nun der Streifenpolizist den Kopf gesenkt und zeigte durch ein stummes Nicken, dass er seinen indirekten Vorgesetzten verstanden hatte. Weil er einer anderen Dienststelle angehörte, hätte ihm der Monsieur le commissaire aus Liège eigentlich überhaupt nichts zu sagen gehabt, – glaubte er jedenfalls zu wissen. Da Le Maire im Rang eines Hauptkommissars allerdings wesentlich höher stand und sich zudem der Tatort hier in La Calamine befand, das der Eupener Dienststelle zugehörig war, musste sich der Mann mit der perfekt sitzenden Uniform aber wohl oder übel den Anordnungen des auf ihn schlampig wirkenden Beamten in Zivil unterordnen.

»Gut, dann machen wir hier weiter und tun unsere Arbeit«,

ordnete Le Maire nun in unerwartet pragmatisch klingendem Ton an.

Um von seinem in Belgien schier unverzeihlichen Fauxpass abzulenken, gab der offensichtlich erst halbwegs eingebürgerte Niederländer hastig die persönlichen Daten des augenscheinlich Ermordeten preis und bot an, die Ehefrau des Toten weiter zu verhören. Dabei fuchtelte er unruhig mit einem Zeigefinger in Richtung des kleinen Tisches, an dem die Frau saß.

»Erstens wird hier niemand ›verhört‹, sondern lediglich befragt! Und zweitens ist dies mit Verlaub Sache der Kriminalpolizei!«, funkte aber Le Maires Assistent, der sich bisher im Hintergrund gehalten hatte, in nicht ganz perfektem Deutsch dazwischen und zog sich schnell einen Stuhl an den Tisch, an dem die kurioserweise irgendwie zufrieden wirkende Frau des Opfers mit dem Notarzt und den Sanitätern saß. Damit wollte er verhindern, dass ein örtlicher Kollege *seine* Arbeit übernahm. Im Gegensatz zu seinem Chef, der als gebürtiger Eupener nahezu akzentfrei Deutsch und überdies perfekt niederländisch sprach, konnte Pat Miller eine starke französische, mit englischem Slang unterlegte Klangfärbung nicht verstecken. Aber egal: Da er betont langsam sprach, konnte man ihn gut verstehen. Deswegen sollte einer sanften Befragung der Frau auf Deutsch nichts im Wege stehen, obwohl diese Belgierin war, also zum Deutsch hin auch perfekt Französisch sprach. Aber: Man befand sich schließlich auf dem Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft dieses nonkonformistischen Königreiches, weswegen hier in Gottes Namen Deutsch gesprochen werden *musste*. In dieser Gegend Belgiens war einfach nichts einfach.

Während Le Maires eifriger Adlatus sich um die Witwe des Mordopfers kümmerte, besah sich der Chef ganz genau die Haltung des Toten, wobei ihm sofort die Hämatome auffie-

len. Sie befanden sich knapp über der Stelle am hinteren Teil des Halses, der nicht im inzwischen ziemlich abgekühlten Frittenfett steckte.

Es war ein schrecklicher Anblick – zumal sich auch bereits einige kohlrabenschwarze Fritten mit dem verbrühten Schädel zu verkleben begannen. Da der Körper des Toten aufgrund allgemeiner Erschütterungen etwas nach unten gesackt und somit der Kopf ein Stück aus dem Frittenschwenker herausgerutscht war, konnte Le Maire die bis ins Schwarze verbrannte »Halskrause« genau betrachten. Er mochte sich nicht ausmalen, wie es wohl *im* Frittenschwenker selbst aussah.

»Wo bleibt die SpuSi?«, rief er leicht ungehalten und erreichte damit, dass der schweigsam hinter ihm stehende Streifenpolizist endlich aktiv werden konnte. Obwohl es eigentlich Milers Aufgabe gewesen wäre, kümmerte er sich sofort darum und verständigte die Kollegen der Spurensicherung.

Le Maire war auch ohne die Aussage der Spurensicherer oder eines Gerichtsmediziners klar geworden, dass man den Mann entweder ge- oder sogar ganz erwürgt hatte, bevor der Mörder dessen Kopf in die Friteuse gesteckt hatte. Oder wurde er bei lebendigem Leibe in das Edelstahlgitter gedrückt?

Da um und um alles voller Fettlachen und -spritzer war, könnte sich das Opfer gewehrt haben, weswegen auf den ersten Blick die zweite Version plausibel schien. Allerdings musste sich der Mörder in diesem Fall die Finger selbst gewaltig verbrannt haben.

Auch wenn die genaue Todesursache im Moment Rätsel aufgab, weil die Gerichtsmedizin noch nicht vor Ort war, hatte Le Maire wenigstens schnell erfahren, um wen es sich bei dem bemitleidenswerten Opfer handelte und dass der Fritürenbesitzer ein Alemanne war, der mit seiner belgischen Frau Simone in der deutschen Kaiserstadt Aachen lebte. Diese

Erkenntnis zauberte ein leises Lächeln auf das Gesicht des Ermittlers. Denn darauf hatte Le Maire nur gewartet. Nun konnte er getrost die Gerichtsmedizinerin aus dem wenige Kilometer entfernten Aachen, anstatt deren knorrigen Kollegen Docteur Brülée aus Liège anfordern.

»Solange die Frau Doktor und die SpuSi nicht hier sind, fasst keiner etwas an!« Der notorische Zuspätkommer freute sich, ausnahmsweise einmal *vor* der Spurensicherung an einem Tatort zu sein. Und dies auch noch um eine aus seiner Sicht unchristlichen Uhrzeit. Der unverhohlene Stolz auf sich selbst ließ ihn für einen Moment sogar den entgangenen Vereinsausflug vergessen.

KAPITEL 2

In der Zwischenzeit war die Neugierde etlicher Anwohner so groß geworden, dass sie sich aus ihren Wohnungen gewagt hatten. Zudem waren die letzten Gäste vom schräg gegenüber der Fritüre liegenden Lokal »D'r Lange Ruwe« ebenfalls aufmerksam geworden, weswegen sich die Sache via Telefon und SMS wie ein Lauffeuer in La Calamine herumgesprochen hatte. Kein Wunder also, dass sich trotz der nächtlichen Stunde doch noch eine beachtliche Mensentraube in der Rue Albert zusammengefunden hatte, um tuschelnd darüber zu spekulieren, was in der erst vor Kurzem hypermodern umgestalteten Fritüre vorgefallen sein könnte. Da die neugierig gewordenen Leute mitbekommen hatten, dass es in dem Laden einen Toten gab, wollten sie natürlich ganz genau wissen, was geschehen war. Schließlich kannten sich bis auf die in der sogenannten »Edelweißsiedlung« lebenden Deutschen und die vielen hier angesiedelten meist schwarzen Muslime in der knapp 11.000 Einwohner zählenden Grenzgemeinde fast alle Bewohner.

»Sicher wieder so ein heimtückischer Terrorakt des ES! ... Diese Bombenleger sind doch überall und geben sich nicht mit ein paar Anschlägen in Deutschland, in Frankreich und in Spanien oder hier bei uns in Belgien zufrieden! Mich wundert es eh, dass noch keine Fritüre Ziel dieser Terroristen geworden ist. Immerhin würden sie dort das Herz Belgiens am schlimmsten treffen«, zischte ein betagter Kriegsveteran und kam sich dabei nicht nur mutig, sondern auch noch besonders klug vor. Aber anstatt allseitiger Zustimmung erntete er nur Gelächter und von einem der anderen Klugscheißer eine Korrektur des-

sen, was er von sich gegeben hatte: »IS! Es heißt IS und steht für Islamischer Staat!«

»Oder es hängt mit dem sicher sündhaft teuren Umbau dieser Fritüre zusammen. Der Ottens hat doch gar kein Geld für den Umbau gehabt, der hat ja alles verzockt. Wahrscheinlich hat da die Glücksspielmafia ihre Finger mit drin«, orakelte ein ortsbekanntes Waschweib, das sich nur schnell einen Bademantel übergestreift hatte, um ja nichts zu verpassen.

Ansonsten rührte sich außerhalb und innerhalb der Absperrung vor der Fritüre nichts. Niemand kam heraus und niemand ging hinein. Das Einzige, was dann eine gute halbe Stunde später kam, war ein todschickes anthrazitfarbenes Cabrio, das in solchem Tempo anbrauste, dass dem gerade mit einem Absperrband hantierenden Polizisten das Kinn nach unten klappte. »Sind Sie verrückt?«, blaffte er die Frau an, nachdem diese ausgestiegen war und ihr knallrotes Röckchen, das beim Aussteigen nach oben verrutscht war, zurechtzupfte, bevor sie ihren Arbeitskoffer und ihren Schutzanzug vom Beifahrersitz holte. Als der Beamte zunächst die schlanken Beine mit der umwerfenden Strumpfnaht und den knackigen Hintern, dann auch noch das für diese Uhrzeit – inzwischen war es genau 03.24 Uhr geworden – ungewöhnlich perfekt geschminkte Gesicht mit dem wallenden schwarzen Haar der Frau sah, blieb ihm der Mund weiter offen stehen. Dennoch rief er ein zitternd klingendes »Halt!«, war damit aber zu spät dran. Denn noch bevor ihr der verdutzte Polizist den Durchgang verwehren konnte, hatte sich die aus Aachen angeforderte Todesermittlerin Dr. med. Angelika Laefers legitimiert, die Erlaubnis des Beamten aber gar nicht abgewartet. Wieselflink war sie unter dem Absperrband hindurchgehuscht.

»Und *das* soll eine ›Pathologin‹ sein?«, wunderte sich der einfach gestrickte Beamte einem Passanten gegenüber,